



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 8.

Dienstag, 11. Januar

1927.

Strandgut.

Roman von W. Flek.

(Nachdruck verboten.)

(4. Fortsetzung.)

„Nun, Dorasies, sag' einmal her, was du heute morgen gelernt hast, damit Frau Pastor sich freut“, sagte Aita, die Kleine in den Arm fassend.

„Heute?“

„Ja, denk nur nach. Mit „eins“ fing es an —“
Dorasies überlegte. Dann machte sie sich los und stellte sich in Positur.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,

Wo ist denn mein Schatz geblieben?

Er ist nicht hier, er ist nicht da,

Er ist wohl in Amerika.“

„Aber Kind, hast du das von mir gelernt?“

„Nein, von der Niese in der Leutefüche. Wenn sie das singt, tanzt sie dazu. Das kann ich auch.“

Aita machte ein strenges Gesicht, während die alte Dame mit Mühe das Lachen verbiß. „Etwas wollen wir hier nicht wissen, und in der Leutefüche hast du überhaupt nichts zu suchen. Denk an den schönen Vers, den wir heute morgen zusammen gelernt haben.“

„Eins ist not; ach Herr, dies eine

Lehre mich erkennen doch.

Alles andere, wie's auch scheine,

Ist ja nur ein schweres Joch.“

— Nun? Versuch's mal.“

Dorasies schüttelte den Kopf. „Das hab' ich ver-
gessen, Tante Aita.“

„Dann geh' nur wieder hinaus und denke, daß du mich betrübt und enttäuscht hast.“

„Der Vers ist zu schwer für dich, Liebchen“, sagte die Pastorin gütig, während Dorasies in den Garten ent-
wischte, dem Gärtner eine Harke abbettelte, zu harken
began und erfreuliche Staubwolken aufwirbelte.

„Heute früh wußte sie ihn doch“, sagte Aita ver-
stimmt.

„Ja, aber so was hastet nicht. Solche Erkenntnisse
sind nichts für achtjährige Köpfe. Für junge Men-
schen ist die Welt noch eine Schatzkammer und ein Garten
Gottes und für viele Alte nicht minder. Ich selbst ge-
höre trotz meiner Jahre auch zu diesen. Wer Kinder
erziehen will, muß sich vor allem in ihre kleinen Seelen
hineinversetzen können.“

„Verzeihung, Frau Pastor, ich stehe auf dem Stand-
punkt, daß die Erwachsenen die Kinder zu sich hinauf-
ziehen müssen.“

„Ja. Nur dürfen wir Ihnen dabei nicht die Arme aus-
recken.“

Die Damen sprachen darüber noch ein Weilchen hin
und her, dann bestellte die Pastorin ihren Wagen und
Aita ging in den Gemüsegarten, wo Dorasies noch
immer harkte und dazu sumnte:

„Johann Heinrich Seidelbast

War ein schöner Gymnasiast.“

Die von Aita verabscheute „Geburtsstagsballade“
hatte sich in Dorasies oft recht löcherigem Gedächtnis
mit Zähigkeit erhalten und trohte allen Ausrottungs-
versuchen. Vielleicht wegen der damit verbundenen
Schokoladenerinnerungen.

„Leg die Harke hin, Dorasies. Sie ist viel zu groß
für dich. Wir befehen Bilder zusammen.“ Die Kleine

zog ein Mäulchen. Immer nahm man ihr, was ihr Spaß
machte und steckte ihr dafür irgendetwas Langweiliges
in die Hand. Aita zeigte mit Vorliebe eine Dürer-
Mappe und die Dorasies Bibel. Aber die wunderbaren
Bilder gingen gänzlich über Dorasies Horizont. Sie
sah besonders bei Dorasies nur ein Gewirr von Linien,
gähnte erbärmlich, vergaß die Hand vor den Mund zu
halten und bekam Schelte. Sie kannte das schon, der
Verlauf der Sache war meistens so.

Vor einiger Zeit hatte Aita ihr erlaubt, die Jungfer
zu einer kranken Frau zu begleiten, um ihr eine Salbe
zu bringen. Später würde es ja doch zu ihren Obliegen-
heiten als „Fräulein vom Hofe“ gehören, sich um die
Dorfarmen zu kümmern. Von diesem Gang lehrte
Dorasies begeistert heim. In Frau Soltwedels Stube
war ein Tisch mit Kreuzbeinen gewesen und Brettstühle,
am Ofen eine Stange zum Wäschetrocknen und hinter
dem Ofen eine Brutgans, die einen langen Hals gemacht
und wundervoll gezeichnet hatte.

„Tante Aita, warum haben wir keine Brutgans im
Zimmer?“

Seitdem hatte Aita solche Besuche nicht wieder ge-
stattet. Brutgänse und Tische mit Kreuzbeinen schienen
unliebsam geeignet, den Schatten der Erdarbeiterhütte
heraufzubeschwören. — — —

Aita bewahrte in ihrem Herzen liebevolle Erinnerun-
gen an gemüthliche Dämmerstunden, da die Mutter ihr
Märchen erzählt hatte, so lebhaft und anschaulich, daß
sie in der Welt der Gnomen, Elfen und verzauberten
Tiere beinahe mehr daheim gewesen war als in der
Wirklichkeit. Aberhaupt gehörte Märchenerzählen zu der
Obliegenheit jeder rechten Mutter. So erzählte sie
denn auch Dorasies eines Tages von dem armen Prin-
zen, der vom bösen Zauberer in einen grünen Frosch
verwandelt, sehnsüchtig auf die schöne Prinzessin wartet,
die ihn vom Zauber lösen und ihn wieder zu Krone und
Reich verhelfen soll. Dann schilderte sie den Wunder-
wald, in dem die libellensflügelige Fee Morgane zum
Gesang bunter Vögel mit dem armen Holzhackerlöcher-
lein tanzt und ihm eine Kette aus Gold mit blinkenden
Steinen schenkt. Sie verweilte lange dabei, denn war
sie selbst nicht auch zu ihrem Kinde wie solch gütiges
Wesen gekommen, das allem Elend ein Ende bereite?

„Tante Aita, wo hat denn die Fee ihr Haus?“
„Feen brauchen keine Häuser. Sie wohnen in den
Wolken.“

„Aber wie kommen sie dann zu uns?“

„Auf dem Regenbogen. Jedesmal, wenn ein Regen-
bogen am Himmel steht, steigt eine gute Fee zur Erde
hernieder. Ist das nicht schön?“

„Ich hab' aber noch nie eine gesehen“, beharrte Dora-
sies. Der nüchterne Wirklichkeitsinn des Kindes, der
alle holden Täuschungen durch Fragen zerpfückte, war
Aita schon öfter auf die Nerven gefallen. So sagte sie
etwas kurz: „Das ist auch nicht nötig. Feen kommen
nur zu solchen Kindern, die arm oder verlassen sind. Du
hast ja deine Tante Aita, die dir alles gibt, was du
brauchst.“

Nicht lange danach traf Karl-Otto die Kleine an der

Epalierwand des Giebels. Sie betrachtete angespannt einen eifrig quakenden Laubfrosch, der auf einem Weinblatt saß und tippte ihm mit einem Grashalm auf den Kopf.

„Tag, Lütte. Na, tu dem Frosch nur nichts zuleide. Das ist ein nützliches Tier.“

„Ein Tier? Tante Asta sagt, es ist eigentlich ein Prinz und er kriegt später noch mal 'ne goldene Krone und 'ne schöne Prinzessin.“

Karl-Otto lachte laut auf. „So? Na, denn man zu.“

„Ist das denn nicht wahr? Tante Asta sagt es doch.“

„Na ja, das sagt sie, um kleine Mädchen zu unterhalten. Sowas glaubt sie selbst nicht.“

In Doralieses braune Augen trat ein Blick, der einem schärferen Beobachter zu denken gegeben haben würde.

„Ist's denn auch nicht wahr, daß die guten Feen auf dem Regenbogen vom Himmel steigen?“

„Aee, Lütte. Der Regenbogen ist keine Leiter, sondern eine Strahlenbrechung oder sowas. Na, das wirst du ja später in der Schule schon beigebracht kriegen, jetzt bist du noch zu dumm dazu“, sagte Karl-Otto und ging seiner Wege.

Also keine goldene Brücke schwang sich da oben, und der Grüne war auch nur ein lumpiger Frosch. Nichts weiter. Kein Prinz. Und dabei predigte Tante Asta alle Tage, daß man immer und unter allen Umständen die Wahrheit sagen müsse. Na! Sie nahm ein Steinchen und schleuderte es heftig nach dem armen Fröschelein, das doch gar nichts dafür konnte.

Mit Beginn des Wintersemesters kam wieder eine neue Erzieherin ins Haus, und diesmal hatte Asta keinen Mißgriff getan. Fräulein Werned war eine Dame von gesehmem Alter und beruhigender Reizlosigkeit, mit ausgezeichneten Referenzen, Zeugnissen und Grundfäßen. Als sie von Doralieses Herkunft hörte, schaffte sie sich sofort die Schriften von Lombroso an. Natürlich konnte aus einer Steinschlägerhütte auch Gutes entspringen, aber immerhin — — Wer junge Menschen zu bilden unternahm, besud sich mit ungeheurer Verantwortung und sie — Fanny Werned — wollte dereinst am jüngsten Gericht keiner Nachlässigkeit schuldig befunden werden. Es versteht sich von selbst, daß der Verkehr mit soviel Gewissenhaftigkeit für Doralieses gelegentlich sein Unbequemes hatte und sie zu Gegenmaßnahmen veranlaßte. Fräulein Werned hatte eine an Idiosynkrasie streifende Abneigung gegen Raken und konnte dies trotz aller Selbstbeherrschung nicht verbergen. Eines Abends fand sie den schwarzen Scheunenlater in ihrem Bett, erlitt vor Schreck beinahe einen Ohnmachtsanfall und klappte die Nacht auf dem Diwan, weil sie sich nicht entschliefen konnte, in die von dem braven Murr behaglich angewärmten Federn zu kriechen. Am nächsten Morgen peinliche Untersuchung. Natürlich fiel der Verdacht auf Doralies, die lächelnd alles ableugnete. Schließlich in die Enge getrieben, erzählte sie, sie habe gesehen, wie in der Dämmerung eine helle Gestalt mit Flügeln ins Zimmer getreten sei, den Kater im Arm, um ihn in Fräulein Werneds Bett zu legen. Auf die entrüstete Vorhaltung der Erzieherin, daß sie durch derartige Finten ihre Sache nur verschlimmere, erklärte sie seelenruhig: „Tante Asta tut sowas auch. Sie hat mir erzählt, daß auf dem Regenbogen Feen auf- und absteigen, und es gibt doch gar keine. Und der Laubfrosch ist gar kein Prinz, sondern nur ein gewöhnliches Tier. Ja.“

Sie warf das Köpfchen zurück und sah sich triumphierend um. Die Erzieherin war zunächst ratlos. Ja, wie erklärte man den Unterschied zwischen Lüge und Dichtung? Wie besiegte man diesen geistigen Defekt, denn ein solcher lag doch unbedingt zugrunde, ohne zugleich über das Köpfchen, dem man predigte, hinweg zu reden? Sie gab sich alle Mühe und hatte doch nicht die Empfindung, den Kern der Sache getroffen zu haben. Für die kleine braunlodige Realistin gab es nur zwei Möglichkeiten. Entweder hatte etwas sich wörtlich so zugegetragen, wie es erzählt wurde, dann war es wahr. Oder es hatte sich nicht zugegetragen, dann war es Klunkerei. Und daß auch Tante Asta diese nicht verschmähte, blieb ihr unumstößliche Tatsache. Fortan schieden Pflegemutter und Erzieherin das Poetische und Romantische

in ihren Erzählungen ganz aus. Selbst Speckters Fabeln wurden beiseite gelegt, weil es doch sprechende Hunde, Vögel und Raken nicht gab. Aber gleichviel, ob nun Fee oder Froschkönig daran schuld waren, oder ob, wie Fräulein Werned fürchtete, proletarisch erbliche Belastung vorlag. Doralies wurde auch fernerhin manchmal, auf schwindelhaften Pfaden wandelnd, ertappt. Es gab dann lange und eindringliche Ermahnungen, die in der Übeltäterin nur den Wunsch zeitigten, sich ihnen durch weitere Schwindeleien zu entziehen. Im Grunde war das alles ja nicht so schlimm, war nur die Waffe des Schwachen gegen den Stärkeren, dessen er sich anders nicht zu erwehren weiß. Doralies befand sich gegen die ausgezeichnete Erzieherin bald in einem steten Zustand unterdrückter Rebellion. Mit jedem Semester erweiterte sich der Stundenplan, immer neue Gegenstände erschienen auf dem Tapet und Fräulein Werned besaß Generalvollmacht, dies alles in Doralieses Köpfchen hinein zu hämmern. Die Erzieherin war verzweifelt. Noch nie hatte sie bei einer Schülerin so geringe Erfolge aufzuweisen gehabt. Sie sprach das auch Karl-Otto gegenüber aus. Der lachte dazu.

„Erregen Sie sich nicht, verehrtes Fräulein. Die Krabbe ist meiner Schwester Spielzeug. Das ist ihr Lebenszweck. Wenn sie den erfüllt, ist's gut. Lesen, Schreiben, Rechnen wird sie ja wohl begreifen, und wenn sie den übrigen Kram nicht lernt, nun, so lernt sie ihn eben nicht.“

„Wenn ich wenigstens wüßte, ob sie dumm ist oder verstockt“, seufzte Fräulein Werned.

Nein, dumm war Doralies nicht, sie hatte nur eine erschreckliche Abneigung gegen alle Bücherweisheit und gegen das Stillesitzen an einem Schultisch. Was kümmerte sie Erdkunde, was Physik, was die Sprache der Engländer und Franzosen, wenn draußen die Sonne schien, wenn im Erdgeschoß die Mamsell einmachte oder Kuchen buk, wobei sie ihr so brennend gern geholfen hätte. Seufzend und trübselig schielte sie ins Grüne wie der gefangene Dompfaff in seinem Käfig am Schulzimmerfenster. Eines Tages war das Türchen geöffnet und der Vogel fort, und Doralies erklärte im Bewußtsein einer guten Tat: „Ich hab' ihn rausgelassen, damit er das alte englische Gequatsche nicht länger mitanzuhören braucht.“

(Fortsetzung folgt.)

Stein im Wasser.

Von Walter v. Hummel.

Ein großer, grauer Stein war über Nacht ins Wasser gefallen. So erzählten sich die Fischlein im See. Woher er kommen mochte, der Stein, mitten aus der Sonne heraus, vom Monde oder irgend einem anderen Sterne her, das war ja schließlich gleichgültig. Genua, er war nun einmal da, lag grau, flach und breit, nicht mehr sehr viel vom Wasser überspült, auf einem hochheraufgewachsenen Grasbüschel in der Nähe des Ufers. Durch seinen Fall scheinbar, durch die Schwere seines Gewichts hatte er die klaren Fluten in seiner Umgebung etwas getrübt, Schlamm und Grund ein wenig aufgerührt. Aber nun setzte sich der aufgewirbelte nasse Staub bereits wieder, das Wasser klärte sich von neuem und man konnte schon besser sehen. Selbstsam genua, was man da erblickte. Wunder über Wunder. Vier kleine, appetitliche Würmchen, die am unteren Rande des Steines klebten, krümmten und wanden sich beweaglich, fielen jedoch nicht ab. Dort aber, wo der Stein durch seinen hohen, argen Fall einen langgezogenen klaffenden Riß und Spalt bekommen hatte, ringelten sich zwei große und fette, mordslange Würmer — wahre Prachtexemplare ihrer Gattung — verführerisch hin und her. Ein guter Morgen war über dem See angebrochen. Nahrung in Hülle und Fülle.

Diese helle Botschaft der Freude trugen die kleinen überblühenden Fischlein eilig durch die glatten Gassen des Schilfes und die tiefgrünen Wälder der Binsen, trugen sie unter dem breiten Schattendach großen unterseeischen Blattwerkes überall hin. Von allen Seiten lurrte, buchte und strömte es fröhlich zum lederen Mahle zusammen. Doch selbstsam genua. Bisher war es noch keinem der Festgäste, die sich selbst geladen, gelungen, einen Bissen hinabzubringen, nein, es war ihnen nicht einmal geglückt, eines der Würmchen vom Steine wegzuspülen. Die kleinen, schwachen Tierchen klebten zäh und fest daran, ließen sich

nicht wegreißen, so sehr man mit aller Kräfteanwendung an ihrem beweglichen Leibe auch ziehen mochte. Die zwei großen Würmer vollends, an die sich die Röhren der Fischlein mit wagemutigem Entschluß heranwagten, die ringelten sich, griff man sie mit dem Maule, ganz zornmüthig zusammen und schleuderten mit einer Kraft, die man selbst so einem fast drachenartigen Wurmgetier nie zutraut hätte, kräftigen Schwunges den Angreifer weit von sich weg. Da dieser weich und nicht hart fiel, lachte er nur zu den Purzelbäumen, die er unfreiwillig schlug, setzte, kaum stand er wieder auf seinen Flossen fest, frisch einen neuen Sturmangriff an. Freilich mit keinem besseren Ergebnis. Ärgerlich genug. Da hatte man die vollen Schüsseln vor sich und konnte doch keinen Bissen daraus nehmen. Immer größer wurde der Appetit der Versammelten, immer dichter die Scharen der Hungrigen.

Regungslos lag der graue Stein weiterhin breit und flach im Wasser. Ein Stein wie ein anderer. Und doch nicht ganz so. Zwei winzige, dunkle Punkte hatte dieser Stein. Raum zu sehen. Und in diesen dunklen Punkten flackerte es manchmal blitzartig rasch, leuchtfeuerartig auf. Das waren die Augen des Steines, die lauernden gierigen Augen des großen Wälers, der sich dicht unter der Seeoberfläche auf das Grasbüschel ausgestreckt und nur seinen Kopf aus dem Gewirr der Wasserpflanzen ein wenig vorgeschoben hatte, einen so prügelnbreiten Kopf, daß die dummen, unerfahrenen Jungfische ihn nie für den Kopf eines Lebewesens, sondern nur eben für einen großen untergegangenen Stein hielten.

Zufrieden ließ der walzenrunde Wäler sich die warme Raïsonne auf den breiten Buckel scheinen und duldete es großmüthig, daß die Fischlein sich an seinem Stolz, seinem großen, klotten Schnurrbart erlustigten, nimmermüde an seinen vier kleinen, ihm aus dem Kinn gewachsenen Stoppeln herumzerren, mit ihnen wie mit geringen Kriechwürmern spielten. Mochten sie nur. Sie taten ihm damit nicht groß wehe und sie sollten schon noch für diese ihre Respektlosigkeit ihm büßen.

Plötzlich klappte der langgezogene Sprung, den die Wälerkinder längst in dem Steine entdeckt hatten, wie eine geborstene Welt auseinander, ein riesengroßer Rachen öffnete sich drohend und fürchterlich, hinter einem Wall und einer Schanze von hundert spitzen Zähnen gähnte ein tiefer, schwarzer Schlund. Schon klappte Maul und Rachen wieder zu, nicht ohne aus Wasserbläue und goldenem Sonnenlicht eine Reihe zappelnder Fischlein in sich hineingeschlungen zu haben. Kamen diese vielleicht noch lebend und nicht erwürgt durch das spitze Gatter der Bechzähne hindurch, bald endeten sie doch ihr junges Dasein im dunklen Magenferter des Fischriesen. Entsetzt stob der Rest der bisher so fröhlichen, ehlustigen und tafelschmeckenden Schar nach allen Richtungen auseinander und schoß ins Weite davon.

Den Wäler kümmerte das wenig. Wieder lag der graue Stein unbeweglich und ohne jedes Leben auf dem Grasbüschel, wieder ringelte sich das Wurmzeug, das auf ihm lebte, züngelte nach allen Seiten. Die Sonne erwärmte den dünnen Wasserstreifen, der sich darüber hinzog, mehr und mehr, die blauen Libellen schwirten lustig vorbei und manchmal gaukelte ein verirrter Schmetterling daher. Andere Fischlein kamen ihrer Straße gewandert, erblickten Stein und Würmer; das alte Spiel begann von neuem. Behaglich blinzelte der fette Wäler vor sich hin. Mochten der dumme Hecht und der stachlige Zander sich plagen über die Rachen, mochten sie, so viel sie wollten, von ihrem Rücken- und Bauchfett aufzehren und verschwenden, indem sie tollsinnig und wie der wilde Satanas hinter ihren über das Wasser aufspritzenden Beutefischen einherlagen, er, der kluge, welterfahrene Wäler machte es sich da bequemer. Was er an Nahrung brauchte — und das war nicht wenig — kam ihm bereitwillig in Maul und Rachen hereingeschwommen.

So trieb er es weiter, wurde dabei immer größer und schwerer. Aber einmal entdeckte ihn, als er wieder so auf der Lauer lag, ein anderer, der auch nicht auf den Kopf gefallen war, ebenfalls das heimliche Schleichen und regungslose Stillehalten verstand, der Fische, der gerade daran war, anderswo vor Schill und Binsen seine Neke zu stellen. Nun aber warf er sie in fieberhafter Eile und in engem Bogen leise um das Grasbüschel herum aus. Als das Netzwerk sach- und sachgerecht überall auf dem Grunde auflag, schlug der Fische rob und mit lautem Gallop ein flaches Ruder auf Grasbüschel und Wäler. Dieser war mit einem wuchtigen Schuß in der Tiefe und wand sich auch schon, daß sein fatter Bauch schmutzig-weiß aus der Tiefe herausblühte, in den unsichtbaren Maschen des Netzes. Die hielten ihn fest, so fein und zart sie auch waren. Bald schlug der Unerfättliche, aus Wasser und Tiefe herausgeholt, wild und grimmig auf dem Boden des

Bootes herum, schnappte mit den spitzen Zähnen in Leere und Luft, hatte Freiheit und Leben verloren. Den Fischlein im blauen Gewässer aber war wieder Ruhe und Frieden beschieden.

Der Geldschein.

Von Heinrich Reis.

Als ich den schmutzigen, zerknitterten Geldschein betrachtete, kamen mir diese Gedanken.

Das ist ein Feten buntbedrucktes Papier, unauffällig, gewöhnlich, unsauber, voller Flecke und Knide, den in die Hand zu fassen und aufzufalten einen reinlichen Menschen anwidern möchte, wäre nicht in ihm die seltsame Macht, Sorgen zu mindern, Wünsche zu stillen und Freude zu bereiten. Wie eine Zauberkraft wirkt es wunschgemäß, schicksalformend, lebenerhaltend in diesem schmutzigen, unscheinbaren Stück zerknitterten Papiers.

Er dünkt mich ein Sinnbild, dieser kleine Geldschein, Sinnbild für Hast und Drang nach Erwerb, für ruhelose Hier nach flüchtigem Besitz. Was kennt nicht von dunklen Trieben und Regungen der Menschenseele das bedruckte, knitterige Papier; was hat es nicht erfahren, entdeckt, ausgehört von menschlichen Geheimnissen. Es ist, als wäre von den gierigen Wünschen, von den bösen und neidischen Gedanken, die es umgaben, eine Spur geblieben in den flebrig-schmutzigen Flecken. Geizige Hände haben es umkrallt, offene Finger es leicht fortflattern lassen. Es häuften sich zum Schwarm anderer, buntfarbiger Papiere, lag einsam, ängstlich behütet in ärmlicher Lade. Und nirgendwo hielt es aus, flog auf und schwand in die Weite, wie ein gefangener Vogel, der plötzlich das Gittertor seines Käfigs offen sieht.

Wie hat das Geld, ein totes Ding, Macht über heißes, atmendes Leben! Zum Herren hat es der Mensch über sich gesetzt, und es knechtet ihn mit herrlicher Fron. Es ist über seine Gedanken mächtig und über seine Stimmungen, zwingt ihm den Willen auf im Wünschen und Handeln. Vielfältig wechselt es Sinn und Gestalt, wird Lohn der Arbeit, Raub der Gier, Antrieb zu Frevelthat, Hilfe zu gutem Werk, bauend und zerstörend, beglückend und verderbend, und schicksalvoll behaftet mit Schweiß und Tränen, Sorge und Uebermut, mit Hoffnung, Plänen, Freude und Enttäuschung.

Der kleine, schmutzige Geldschein, er ist ein winziges Stück der Riesenmacht, die Städte baut, Wälder rodet, Türme emporreißt, Felder bestellt, Drähte spannt zu einem lebendigen Adernetz der Erde. Er ist ein winziger Teil in der Fülle schöpferischer Mächtigkeiten, eine Spur von ordnender Kraft, von Zwang und eherner Notwendigkeit, die jeden lebendigen Pulschlag einzwängt in ihre unentrennbare Gewalt.

Die ragende Stadt selber ist etwas wie ein hochgetürmter Bau von steingewordenem Geld, der Takt der Maschinen, das Rattern der Räder, das nimmermüde Klappern unzähliger Füße über den Asphalt dröhnt den Rhythmus des ewigen Verdienens, über alle schaffende Kraft und arbeitsgewaltige Tat reißt froh das Geld sein Haupt, gibt Urteil und Entscheidung mit strömend freigelegter oder eizig verschlossener Hand. Wie ein Wirbelsturm des Geldverdienens braust der Verkehr durch die Straßen, wie eine Flut von Geld scheint es zu rinnen hier aus geringen, dort aus breiten Quellen, sich zu sammeln in Flüssen und Seen zu einem Geldstrom, der alle wirkende Gewalt des Weltenschicksals in sich beschleht. Wie Spuk umflirt das trübe, bekennde Gehehen, daß es Erlösung wird, sich hinauszuwenden in reine, heilige Stille. Da ragen Berge hell und groß, welche die trüben Wolken rastloser Geldgier nicht umschatten, da steht in jahrhundertalter Majestät der schweigende Wald und wölbt sich der Himmel unerreichbar über allem törichtem Menschenwert, so stolz und hoch, daß der erdbedeckende Geldstrom wesenlos tief unter ihm verbrannt, wie nun vor dem Angesicht der reinen Natur der kleine, schmutzige Geldschein, vergessen in meiner Tasche, seiner Zauberkraft entledigt, nichts anderes mehr ist als ein Stück bedruckten, unsauber zerknitterten Papiers.

○○○ Scherz und Spott ○○○

Je nachdem. „Wohin denn so eilig am Feiertag?“ — „Ich gehe zum Kommerzienrat Müller und will um seine Tochter anhalten.“ — „Um welche denn?“ — „Ja, das kommt darauf an; ist er alt geklaut, um die jüngste, ist er schlecht geklaut, um die älteste.“

Der Kunstkenner. „Auf meiner letzten Reise habe ich wieder herrliche Bilder von Rubens gesehen!“ — „Ach, das ist der, der so viele falsche Bilder gemalt hat!“

„Ich habe keine Zeit, müde zu sein.“

Ein Mahnwort an allzu pflichttreue Frauen.

Wie oft hört man dieses Wort aus Frauenmunde: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein.“ Man erhält diese Antwort immer, wenn man sie mahnt, doch auch einmal an sich zu denken und sich eine Erholung zu gönnen. Es wird da hingewiesen auf die vielen Pflichten, die man zu erfüllen hat, da sind die Kinder, die müssen versorgt werden, die Wohnung muß instand gehalten werden, ach, man macht ja doch nur noch das Notwendigste daran, aber halbwegs ordentlich muß sie doch sein und da gibt es dauernd zu putzen und zu säubern. Dann muß das Essen bereitet werden. Wenn der Mann nach Hause kommt, will er ein gemütliches Stündchen haben und die Frau muß für ihn da sein, die Kinder kommen mit tausend Auslagen. Und der Ehemann... Der türmt sich immer ganz hoch an, man mag gar nicht daran denken.

Mit solchen und ähnlichen Argumenten kommen die Frauen und beweisen einem klipp und klar, daß es gar nicht anders ainge, als so wie bisher das Leben fortzuführen: morgens früh mit der Arbeit anzufangen und fortzuschaffen bis zum späten Abend, ohne Rast und Ruh. Ob Alltag oder Sonntag, das macht für die Hausfrau kaum einen Unterschied aus, ja, die Festtage bringen für sie eher noch mehr Verpflichtungen. So kommt es, daß viele Frauen — es soll dabei gar nicht einmal an die doppelt belasteten Frauen gedacht werden, die einem Erwerb nachgehen und nebenher noch ihren Haushalt zu versehen haben, sondern an Frauen, die nur Hausfrauen sind — daß sie oft über ihre Kräfte arbeiten und sich abgeben.

Muß das wirklich so sein? Gewiß, zum Vergnügen führt keine Frau ein solches Lasttierdasein, sondern es ist die bittere Not, die hinter ihr steht. Und die Pflicht. So meinen sie es wenigstens. Aber da muß doch eines gesagt werden: diese von diesen Frauen vergessen, daß es noch eine andere Pflicht gibt, nämlich die Pflicht gegen sich selbst. Auch diese besteht und ist ganz und gar nicht minder wichtig. Es soll natürlich keinesfalls einem trassen Egoismus das Wort geredet werden, aber man darf auch nicht in das andere Extrem verfallen und sich selbst aufgeben. Man muß darum zu kämpfen wissen, daß man nicht nur als Arbeitstier durchs Leben geht, sondern auch seine Rechte als Mensch wahr. Es gilt noch immer das schöne Wort, das einst Schleiermacher in seinem „Katechismus“ den Frauen zugerufen hat: „Achte auf den Sabbat deines Daseins, daß du ihn heiligst, und wenn sie dich halten, dann mache dich frei oder gehe zugrunde.“

Das sollte eine Mahnung sein auch für die Frauen, denen es zur zweiten Natur geworden ist, nur an andere zu denken und die in dieser Selbsthingabe die tiefste Befriedigung finden; denn sie müssen doch eingedenk sein, daß der Mann und die Kinder, für die sie leben, auch des Menschen in ihnen bedürfen. Sie müssen die inneren Werte wahren, um dem Manne Kameradin, den Kindern Führerin sein zu können.

Aber selbst die sachlichen Pflichten, die zu erfüllen sind, können auf die Dauer nur ausgeführt werden, wenn man körperlich auf der Höhe bleibt. Was jedem Tier, jeder Maschine gegenüber selbstverständlich ist, daß man sie nicht über ihre Leistungsfähigkeit hinaus arbeiten läßt, sollte das der Frau gegenüber nicht gelten? Was nützt all die heroische Überwindung, alle Willensanstrengung, die die Müdigkeit nicht aufkommen läßt: auf die Dauer kann es der Wille allein doch nicht schaffen, die Natur fordert ihre Rechte und der Körper, der über seine Leistungsfähigkeit angepannt worden ist, bricht zusammen. Manche Frau mußte ihre übermäßige Pflichttreue schließlich damit bezahlen, daß sie vorzeitig von ihren Lieben abberufen wurde und sie, für die sie alle ihre Kräfte aufgeopfert hatte, für immer verlassen mußte. Auch wenn es nicht zu diesem tragischen Ende kommt, so erfolgt doch oft ein Zusammenbruch und man kann seinen Pflichten nicht mehr genügen und nun muß man leidet, wo es zu spät ist, leben, daß es doch irgendwie ohne einen geht.

Gewiß, es kann Zeiten geben, wo es gilt, ein besonders wichtiges Ziel zu erreichen und wo es sich lohnt, in voller Selbstvergessenheit und voller Aufbietung des Willens mehr zu leisten, als es eigentlich unseren Kräften entspricht. Welche Frau hat nicht schon einmal erlebt, wenn sie an das Bett eines Schwerkranken gerufen wurde, wo es galt, um sein Leben zu kämpfen, wie dann ihre Kräfte wuchsen, daß sie schier Über-

menschliches leistete. Das kann und soll man in solchen Fällen. Aber Unrecht ist es an sich und seinen Mitmenschen, wenn man im Alltag und bei seinen kleinen Verpflichtungen Raubbau treibt mit seinen Kräften und seine Gesundheit hingibt für Ziele, die dieses Opfers nicht wert sind. Gerda Wolschmiedt.

Ein grober Erziehungsfehler.

Von Magda Trost.

Jede Mutter freut sich, wenn Bekannte lobend die gute Erziehung ihres Kindes erwähnen. Sie wird auch in den meisten Fällen darauf bedacht sein, ihren Sprössling auf unarten rechtzeitig aufmerksam zu machen, sie wird nach Gebühr loben und tadeln, um einen brauchbaren Menschen zu erziehen. Die sogenannte „gute Kinderstube“ ist bei jedem Menschen das Leben hindurch zu erkennen. Wieviel leichter haben es solche Kinder, vorwärts zu kommen, und daher ist es auch erklärlich, daß alle Eltern versuchen, ihren Sprösslingen eine solche „gute Kinderstube“ auf den Weg zu geben. Aber gerade hier ist in den letzten Jahren ein riesiger Fehler begangen worden. Wohl hat die Mutter darauf geachtet, daß sich das Kind immer sauber und ordentlich kleidet, daß sich sein Charakter zum Guten hin entwickelt, aber an ihre eigene Nachlässigkeit hat sie nicht gedacht. Diese Nachlässigkeit wird vom manchem Kinde als etwas Selbstverständliches hingenommen, steht es doch in der Mutter sein Vorbild und ist es höchst erstaunt, wenn es später erkennen muß, welche grobe Fehler nach dieser Richtung hin begangen wurden.

Für diese Nachlässigkeiten, die von der Hausfrau und Mutter begangen werden, kann man einzig als Entschuldigung anführen, daß die heutige schwere Zeit die Schuld trägt. Nicht wie früher ist es möglich, in Behaglichkeit, mit fremder Hilfe im Haushalt leben. Heute ruht die gesamte hauswirtschaftliche Arbeit in den meisten Fällen allein auf den Schultern der Hausfrau, und das ist der Grund, daß Angewohnheiten einreissen, die den Sprössling im späteren Leben in peinlichen Situationen zu bringen vermögen.

Denken wir an die Tischsitte. Der Engländer isst stets, er brauche nur einen Menschen essen zu sehen, dann wisse er genau, wen er vor sich habe. Er hat damit nicht unrecht. Die Hausfrau, die den ganzen Haushalt allein zu besorgen hat, spart mit Tellern, Löffeln, Messern und Gabeln, sie redet sogar mitunter dem Kinde zu, den Löffel zum Essen zu nehmen, Messer und Gabeln habe sie nicht erst gedeckt, sie habe zuviel Arbeit. Zuweilen kommt auch einmal der Kochtopf auf den Tisch, weil ein Umfüllen der Suppe in die Terrine ein neues Gefäß einschmückt. Mit dem Nachmittagskaffee ist es ebenso. Die Wurst beim Abendbrot wird auf den Eistellern aufgeschnitten und kommt dann auf den Brotteller, die Butter bleibt im Papier, kurzum, es gibt hunderterlei Nachlässigkeiten, die, wenn sie sich erst einmal eingebürgert haben, von dem empfänglichen Kindergemüt als selbstverständlich hingenommen werden. Es ist sehr schwer für das heranwachsende Kind später von dieser Unsitte abzulassen und oft genug verfallt es in diese alten Fehler, wenn es irgendwo behaglich zu Gast ist. Es fällt aber bekanntlich nichts so sehr und so unangenehm auf, wie ein schlechtes Betragen bei Tisch, und manch einer bringt sich durch solch ein ungewolltes Versehen in Mißkredit.

Mitunter gewöhnt die Mutter die Kinder geradezu an Unordnung, wenn sie sehen, daß die Mutter aus Bequemlichkeit das Küchensandtuch schnell zum Austrocknen einer Schüssel nimmt, weil es gerade zur Hand ist. Oder wenn sie nicht erst einen kleinen Weg machen will und dem zuholenden Kinde den unkläubernden Kartoffelfors statt des sauberen Einmalekors in die Hand gibt. Mitunter wird sogar in der Eile das Staubtuch zum Abwischen angelaufener Fenster oder zum Säubern der Zylinder genommen oder dergleichen mehr. Das alles bleibt vom Kinde nicht unbemerkt und so prägt sich langsam auch bei ihm eine Gleichgültigkeit in derartigen Handhabungen aus.

Es ist schwer, ein Kind zu erziehen, auf unzählige Dinge hat die Mutter zu achten, sie gibt sich die redlichste Mühe, aber das oben Gesagte berücksichtigt sehr viele von ihnen nicht. Gewiß, will man peinlich sauber und ordentlich sein, so hat man erheblich mehr Arbeit, aber diese Mehrarbeit trägt köstliche Früchte und ist zum Wohle des heranwachsenden Kindes. Welcher Mutter wäre wohl da ein Opfer zu groß!